

Eine Geschichte der Philosophie

76 Logischer Positivismus

Von Dr. Arthur Holmes vom Wheaton College

Der Szientismus von Denkern wie Kant und Mill, die die Anwendung der wissenschaftlichen Methode, insbesondere der hypothetisch-deduktiven Methode – also jener universellen Erweiterung der wissenschaftlichen Erklärungsweise – verallgemeinern wollten, wurde von Bertrand Russell wieder aufgegriffen und mit seinem logischen Atomismus wesentlich technischer weiterentwickelt. Dieser schien, wie Sie vielleicht bemerkt haben, auch eine atomistische Metaphysik vorauszusetzen. Wir werden sehen, dass dies in der heutigen Diskussion eine Rolle spielt. Wittgenstein griff diese Idee in seinem Tractatus in sehr ähnlicher Weise erneut auf.

Der logische Positivismus führt die positivistische Ausrichtung des 19. Jahrhunderts fort. Dieser Begriff wurde im 19. Jahrhundert von Kant für seine dritte positive Stufe geprägt, in der es um objektive empirische Daten wissenschaftlicher Art geht und darum, empirische Verallgemeinerungen mit Erklärungskraft zu formulieren. So wird die positivistische Betonung objektiver empirischer Daten und das Thema der Einheit der Wissenschaft fortgeführt, jedoch um das Adjektiv „logisch“ erweitert – der Begriff „logischer Positivismus“ unterstreicht den Einfluss von Russells Betonung des logischen Sprachgebrauchs und der logischen Form der Sprache.

Der logische Positivismus des 20. Jahrhunderts hat seine Wurzeln also bei Denkern wie Kant, Mill und Mark. Genauer gesagt gab es einen Wiener Kreis logischer Positivisten, der sich in den 1910er und 1920er Jahren entwickelte und die kontinentale Entwicklung dieser Bewegung prägte. Die englische Entwicklung entstand gewissermaßen als Ableger des Wiener Kreises, wurde aber später durch A. J. Ayers Werk „Sprache, Wahrheit und Logik“ populär gemacht.

Innerhalb des Wiener Kreises fanden sich Persönlichkeiten wie Moritz Schlick und Rudolf Carnap. Diese Namen werden in der Literatur immer wieder erwähnt und unterstreichen die Bedeutung des Wiener Kreises, dem übrigens auch Wittgenstein angehörte, nachdem er sein Studium in Oxford abgebrochen und nach Österreich zurückgekehrt war. Die eigentliche Bedeutung des Wiener Kreises liegt jedoch in der Weiterentwicklung der Bewegung von einem eher naiven Empirismus hin zu einer Erkenntnis, dass die Unterscheidung zwischen Sinneswahrnehmung, Daten und materiellen Objekten zu einer phänomenologischen Erkenntnistheorie führt.

Und man erkannte, dass wir eine scheinbar empirische Aussage nicht immer direkt empirisch überprüfen können; manchmal muss die Überprüfung indirekt und über die logischen Implikationen dieser Aussage in Verbindung mit anderen Behauptungen erfolgen. Der Wiener Kreis legte den Grundstein. Sowohl im Wiener

Kreis als auch bei A. J. Ayer lag die Grundlage, die entscheidende Grundlage, das, was dem Ganzen seine besondere Wirkung verlieh und dessen Verschwinden zum Niedergang des logischen Positivismus führte.

Der entscheidende Unterschied lag in ihrer Verifizierbarkeitstheorie der Bedeutung. Ich möchte betonen, dass es sich nicht um eine Theorie der Wahrheitsfindung handelt; es ist keine Wahrheitstheorie, auch wenn der Begriff der Verifizierbarkeit verwendet wird. Es geht um die Bedeutung von Sprache ; es ist eine Theorie über Sprache.

Die Theorie lässt sich recht einfach anhand dieses Diagramms verstehen: Sprache hat im Wesentlichen zwei Funktionen – kognitive und nicht-kognitive. Nicht-kognitive Äußerungen umfassen alle Arten von Gefühlsausrufen, Fragen, Schreien und expressiven Aussagen. Auf der anderen Seite stehen die kognitiven Aussagen – ja, die kognitiven Aussagen sind Aussagen zweierlei Art: synthetische und analytische, was an David Hume erinnert.

Synthetische Aussagen sind faktische Aussagen, die sich erwartungsgemäß empirisch überprüfen lassen. Analytische Aussagen hingegen, bei denen das Prädikat logisch im Subjekt enthalten ist, haben lediglich eine formale Bedeutung, da sie den logischen Gebrauch von Subjekt und Prädikat beschreiben. Zu letzteren zählen Definitionen, Tautologien und – je nach Auslegung des logischen Positivismus – auch mathematische Aussagen.

Grundsätzlich gilt: Jede Aussage, die die logische Form der Denkgesetze aufweist – A gleich A, A ist nicht nicht-A –, also eine Definition oder Tautologie darstellt, ist eingeschlossen. Und wenn man, wie Mill annahm, behauptet, mathematische Aussagen seien analytisch und nicht empirisch, dann sind auch sie eingeschlossen. Die Verifizierbarkeitstheorie ist eine Theorie über die Bedeutung von Tatsachenaussagen.

Genau darauf liegt der Fokus. Stumpf formuliert diese Theorie beispielsweise so, dass die Bedeutung einer Tatsachenaussage in der Methode ihrer Überprüfung liegt. Die Bedeutung ist die Methode ihrer Überprüfung.

Das mag zunächst nicht sehr aufschlussreich sein, unterstreicht aber die Bedeutung empirischer Verfahren, insbesondere empirischer Verifizierungsverfahren. Genauer gesagt: Die Bedeutung einer empirischen Aussage liegt in ihrem Bezug, ihrem Bezug auf empirische Daten – unabhängig davon, ob diese tatsächlich verfügbar oder nur mögliche empirische Daten sind. Die Verifizierungsmethode ist daher wichtig, denn man muss wissen, wie man auf Daten verweist, um sagen zu können, auf welche Art von Daten sich eine Aussage bezieht.

Die Methode der Überprüfung ist also unerlässlich, um die Aussagekraft einer Tatsachenbehauptung festzustellen. Nun werden die darüber hinausgehenden Unterscheidungen deutlich. Wenn Sie also das Vorwort zu dieser zweiten Auflage lesen – meine ist schon etwas abgegriffener als Ihre –, werden Sie feststellen, dass Ayer zwischen direkter und indirekter Überprüfung unterscheidet.

Die Aussage „Ich sehe ein Haus“ ist also direkt überprüfbar. Und weil sie direkt überprüfbar ist, hat sie eine faktische Bedeutung. Ob sie wahr oder falsch ist, spielt keine Rolle.

Die Bedeutung ist so beschaffen, dass man, wenn man wollte, die Wahrheit oder Falschheit feststellen könnte, wenn man die entsprechende Überprüfungsmethode kennt – das bleibt aber den Wissenschaftlern überlassen. Dem Philosophen geht es lediglich darum, festzustellen, ob es sich um eine faktisch sinnvolle Aussage handelt. Und dazu muss man nur wissen, dass es eine mögliche Überprüfungsmethode gibt.

Indirekte Verifikation erfordert hingegen weitere Prämissen, die direkt verifizierbare Aussagen implizieren, welche sich nicht allein aus einer gegebenen Aussage ableiten lassen. Nehmen wir beispielsweise die Aussage: „Dieser Schlüssel ist aus Eisen.“ Dieser Schlüssel ist aus Eisen.

Da ich nun einen Schlüssel sehe, dessen Material direkt überprüfbar wäre, wären zur Überprüfung Methoden zur Bestimmung des Metalls erforderlich, um festzustellen, ob dieser Schlüssel aus Eisen besteht. In Verbindung mit weiteren Prämissen könnten sich daher bestimmte Beobachtungen ableiten lassen, die indirekt bestätigen könnten, dass der Schlüssel aus Eisen besteht.

Es geht also um direkte oder indirekte Verifikation. Carnap betonte die Bedeutung der indirekten Verifikation in den Wissenschaften sehr stark. Das ist ein wichtiger Unterschied.

In seinem ersten Kapitel unterscheidet Ayer auch zwischen praktischer und praktischer Beweisführung. Es lässt sich praktisch überprüfen, dass ich einen Raum voller Gesichter vor mir sehe. Prinzipiell lässt sich aber nur überprüfen, dass auf der anderen Seite des Mondes Pilze wachsen.

Oder dass Kleopatra an ihrem 21. Geburtstag ein rotes Kleid trug. Anders gesagt: Wenn wir die andere Seite des Mondes erreichen könnten, wüssten wir, welche Beobachtungsmethoden nötig sind. Und wenn wir mit einer Zeitmaschine in Kleopatras Zeit zurückreisen und sie an ihrem 21. Geburtstag besuchen könnten, könnten wir bestätigen, dass sie tatsächlich ein rotes Kleid trug.

Diese Aussage ist somit prinzipiell überprüfbar. Das Verifizierbarkeitsprinzip erlaubt also die Zulassung historischer Aussagen, Aussagen über die Zukunft und Aussagen

über technologisch Unmögliches, praktisch Nicht-Mögliches, aber prinzipiell Mögliches. Es schließt jedoch Aussagen aus, die sich einer empirischen Überprüfung überhaupt nicht unterziehen lassen.

Nämlich metaphysische Aussagen über eine Realität an sich, die Sie unterscheidet sich von allem Scheinbaren. Und ich sage „eine Realität an sich“, denn wenn man Ayers erstes Kapitel über die Überwindung der Metaphysik liest, erkennt man, dass er die Art von Metaphysik verwirft, die F. H. Bradley vertritt. Bradley, der Hegelianer, unterschied zwischen der Realität und ihren verschiedenen Erscheinungsformen. Die Realität an sich ist empirisch nicht zugänglich.

Darüber zu sprechen ist empirisch nicht überprüfbar. Die metaphysische Behauptung würde damit hinfällig. Die verschiedenen Erscheinungsformen hingegen sind selbstverständlich empirisch zugänglich.

an sich und dem daraus hervorgehenden Ding unterscheidet – zwischen der zugrundeliegenden Realität und der Welt der Erscheinungen.

Nun gibt es noch eine dritte Unterscheidung, die er im ersten Kapitel auf Seite 37 trifft. Die Unterscheidung zwischen starker und schwacher Verifikation. Starke und schwache Verifikation.

Eine strenge Überprüfung wäre schlüssig. Sie würde Gewissheit verschaffen. Genau das, was sich ein Fundamentalist wünschen würde.

Eine schwache Verifikation würde mit Wahrscheinlichkeitsrechnungen zufrieden sein. Ayer hingegen definiert gerne ein Verifizierbarkeitsprinzip, das indirekte Verifikation, prinzipielle Verifikation anstelle notwendigerweise praktischer Verifikation und schwache anstelle starker Verifikation zulässt. Das sollte man sich merken.

Das ist ziemlich wichtig. Nun möchte ich kurz auf die Reaktionen eingehen, die dieses Verifizierbarkeitsprinzip hervorrief. Denn innerhalb weniger Jahrzehnte musste es aufgrund von Kritik neu formuliert werden.

Tatsächlich wurden einige der von Ayer eingeführten Unterscheidungen als Reaktion auf Kritik eingeführt. Kritik an einem zu engen empirischen Kriterium. Und letztlich war es die Kritik an diesem Verifizierbarkeitsprinzip, die zum Untergang des logischen Positivismus führte.

Eine der ersten Kritiken lautete, dass empirische Verallgemeinerungen selbst prinzipiell nicht überprüfbar seien. Das heißt, bei jeder Verallgemeinerung gibt es weitere mögliche, aber unzugängliche Fälle.

Demnach wäre jede Aussage über alle Elemente einer umfassenden Klasse nach dem Verifizierbarkeitsprinzip faktisch bedeutungslos. Die Antwort darauf lautete, dass wir ein Falsifizierbarkeitsprinzip benötigen. Das heißt, eine empirische Verallgemeinerung ist prinzipiell immer falsifizierbar.

Wenn Sie ein einziges Gegenbeispiel finden könnten, hätten Sie die Verallgemeinerung widerlegt. Alle Kreter sind Lügner. Finden Sie nun einen gebürtigen Kreter, der es nicht ist.

Und Sie haben die allgemeine Aussage verfälscht. Das bedeutet, dass Sie lediglich möchten, dass eine Behauptung, eine vermeintliche Tatsachenbehauptung, entweder überprüfbar oder widerlegbar ist. Überprüfbarkeit oder Widerlegbarkeit, um ihr empirische Grundlage zu geben.

Man könnte fragen: Warum nicht einfach auf Falsifizierbarkeit bestehen? Nun, die Sache ist die: Eine empirische Verallgemeinerung ist zwar nicht verifizierbar, aber falsifizierbar ; eine singuläre Aussage über einen Einzelfall ist verifizierbar, aber nicht immer falsifizierbar. Denn es gibt jemanden, der... und das ist nicht immer falsifizierbar.

Woher wissen Sie, dass nicht doch jemand mit dieser Beschreibung existiert, der sich bei jeder Suche versteckt? Daher benötigen Sie sowohl die Überprüfbarkeit als auch die Falsifizierbarkeit. Der zweite Kritikpunkt betraf den Status des Überprüfbarkeitskriteriums selbst. Der Positivist argumentiert, dass alle Aussagen entweder synthetisch oder analytisch, faktisch oder formal sind.

Welche Aussage trifft auf das Verifizierbarkeitsprinzip zu? Ist es eine Tatsachenaussage? Das ist ja die eigentliche Bedeutung von „Bedeutung“. Oder ist es eine formale Aussage? Analytische ? Nun, es wird deutlich, dass die Verifizierbarkeitstheorie keine empirische Aussage ist, die sich empirisch verifizieren oder falsifizieren ließe. Ich hatte in den 50er Jahren einen Professor an meiner Graduiertenschule, der, um dies zu verdeutlichen, sagte, dass die Menschen im Laufe der Geschichte mit „Bedeutung“ immer etwas anderes gemeint hätten.

Das heißt, wäre dies eine empirische Beschreibung faktischer Bedeutung, nach der sich faktische Bedeutung ausschließlich auf empirische Objekte, auf empirische Daten bezieht, dann wäre es unmöglich, Dingen Sinn zu verleihen, die sich auf andere Arten von Entitäten beziehen. Was sie aber natürlich tun. Platon fand es sehr sinnvoll, von realen Ideen zu sprechen.

Theologen legen großen Wert darauf, über Gott zu sprechen. Beides lässt sich jedoch nicht empirisch überprüfen. Es handelt sich also entweder um eine faktisch falsche Aussage oder um eine Aussage, die nicht faktisch korrekt ist.

Nun hat Ayer den Punkt verstanden. Und er rudert zurück von der Behauptung, es handele sich um eine Tatsachenaussage über die Bedeutung von Tatsachenaussagen. Stattdessen argumentiert er, es sei eine methodische Festlegung.

Anders ausgedrückt: Es handelt sich um eine Regel, die Positivisten aus methodologischen Gründen anwenden. Wenn dem so ist und man sie nicht anwenden möchte, muss man das nicht. Folglich verliert das Verifizierbarkeitsprinzip seine Bedeutung im philosophischen Diskurs.

du ? Wenn du Empirist sein willst, wenn du Positivist sein willst , dann ist das ein guter Grundsatz. Aber wenn du kein Positivist sein willst , dann bist du natürlich nicht verpflichtet, ihn zu übernehmen. Und der ganze Sturm begann sich zu legen.

Sie ? Es ist kaum eine Definition. Es ist vielmehr ein willkürliches Prinzip. Nur weil es angeblich in den empirischen Wissenschaften üblich ist, heißt das nicht, dass es auf alle Tatsachenaussagen anwendbar ist.

Dies führte jedoch zu einer dritten Kritik. Das Verifizierbarkeitsprinzip wurde nämlich unter der Annahme entwickelt, es sei das maßgebliche Prinzip der empirischen Wissenschaften. Doch in der Wissenschaftsphilosophie zeichneten sich Entwicklungen ab, die deutlich machten, dass die Wissenschaften nicht rein empirisch sind.

Und das ist nicht einmal das Prinzip, das auf die empirischen Wissenschaften anwendbar ist. Man kann sich nun vorstellen, welche Entwicklungen das waren. Es waren Entwicklungen, die begannen, Subjektivität in den Naturwissenschaften anzuerkennen.

Entwicklungen, die unter den Einfluss von Kants A-priori- Gittern gerieten. Die kopernikanische Wende in den Naturwissenschaften. Entwicklungen, die die übermäßige Vereinfachung der hypothetisch-deduktiven Methode ablehnten.

Und ich möchte drei oder vier davon erwähnen. Eines davon war das Werk eines Mannes namens Norwood Hanson. Ein Buch von ihm mit dem Titel „Patterns of Discovery“.

Hanson lehrte an der Yale-Universität Geschichte und Philosophie der Wissenschaft. Seine historischen Forschungen führten ihn zu dem Schluss, dass alle Beobachtungen theoriegeleitet sind . Man muss dafür kein besonders tiefgreifendes Verständnis der wissenschaftlichen Methode besitzen. um das zu sehen.

Der Wissenschaftler betrachtet nicht einfach wahllos alle verfügbaren Daten. Er geht mit einer Arbeitshypothese an die Sache heran. Die Relevanz der Daten wird also durch diese Arbeitshypothese definiert.

Dies wiederum wird durch eine Theorie nahegelegt. Anders ausgedrückt: Es gibt vorgelagerte konzeptionelle Faktoren, die bestimmen, welche Daten man berücksichtigt. Theoriegeleitete Beobachtungen.

Das zweite Beispiel ist Ihnen wahrscheinlich vertrauter: Thomas Kuhn und seine Arbeit über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.

Veröffentlicht in den 1950er Jahren. Darin begann er, basierend auf seinen wissenschaftsgeschichtlichen Studien, zu erkennen, dass Theorie Teil eines viel umfassenderen begrifflichen Paradigmas ist. Und dass wissenschaftliche Revolutionen dann stattfinden, wenn es zu Paradigmenwechseln kommt.

Der Übergang von der ptolemäischen zur kopernikanischen Kosmologie – ein Paradigmenwechsel. Seine These ist, dass es innerhalb von Paradigmen Phasen stetigen, kumulativ zunehmenden wissenschaftlichen Wissens geben kann.

Angesichts der bestehenden Paradigmen mag es daher den Anschein haben, als seien bestimmte Theorien empirisch überprüfbar, obwohl sie durch das jeweilige Paradigma nahegelegt werden. Doch wenn ein Paradigmenwechsel stattfindet, kommt ein anderes Erklärungsmodell zum Tragen.

Der Paradigmenwechsel erfolgt nicht aufgrund der Stärke empirischer Belege. Er entsteht vielmehr dadurch, dass innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft – oft aus nicht-empirischen Gründen – Unzufriedenheit mit dem bestehenden Paradigma aufkommt. Ihm fehlt möglicherweise die Erklärungskraft.

Es mag an Kohärenz mangeln. Es mag sich als unnötig kompliziert erweisen, und wir entscheiden uns für eine einfachere Variante. Und so weiter.

Thomas Kuhn lehnt daher die Geltung eines rein objektiven Empirismus in der Wissenschaft ab. Das dritte Beispiel ist Michael Polanyi, ein polnischer Wissenschaftsphilosoph, der in Großbritannien lehrte.

Michael Polanyi entwickelte seine Arbeit in zwei Hauptwerken weiter. Das eine trug den Titel „Die stillschweigende Dimension“, das andere „Persönliches Wissen“.

Nun, in beiden Fällen sind die Titel gewissermaßen aufschlussreich. „Die implizite Dimension“ verdeutlicht, dass es eine Vielzahl impliziter Aspekte menschlichen Wissens gibt, die durch empirische Forschung nicht erklärt werden. Im Alltag nutzen wir unser peripheres Sehen.

Woran man normalerweise nicht denkt. Bis jemand etwas dazu sagt, das einen daran erinnert. So kommt es, dass ich, als ich hierher schaue, beiläufig wahrnehme, dass David immer noch hier ist.

Es gibt immer diese Art von peripherer Wahrnehmung. Nicht nur visuell, sondern auch mental. Sie ist Teil des größeren Kontextes der Gestalt, die wir beobachten.

Eine fokussierte, objektive empirische Studie liefert also nur einen Teil der Wahrheit. In seiner Arbeit über persönliches Wissen spricht er über die persönliche Dimension des Wissens. Diese beeinflusst Motivation, Wahl des Forschungsthemas, Selektivität usw.

unpersönlich, einmal selbst überprüfen möchten, fragen Sie einen Wissenschaftler, warum er sich mit Wissenschaft beschäftigt. Ich habe das einmal mit einem befreundeten Chemiker gemacht. Und warum Chemie? Und warum gerade dieses Forschungsinteresse in der Chemie? Dabei erhalten Sie stets ästhetische oder andere Werturteile als Antwort auf Ihre Frage.

Das heißt, die persönliche Dimension spielt stets eine Rolle. Deshalb ist der Fortschritt in der Wissenschaft unvorhersehbar. Denn wir wissen nie, welche persönliche Dimension dahintersteckt, oder auch nicht die sozioökonomische Dimension, die bestimmte wissenschaftliche Forschungen beeinflusst.

Denken Sie also an Polanyi. Und dann haben wir in jüngerer Zeit Feyerabend, der eine konventionalistische Interpretation der Wissenschaft vertritt. Das heißt, wissenschaftliche Theorien sind einfach konventionelle Wege, die Wissenschaftler haben, um über Dinge zu sprechen.

Ein Konventionalismus, der gänzlich relativistisch ist. Die Wissenschaft sagt uns nichts über die Realität. Das ist Antirealismus in der Wissenschaft.

Mit den Entwicklungen, die in den 40er- und 60er-Jahren begannen, setzte sich die Ansicht durch, dass alle wissenschaftlichen Erklärungen rein objektiv und empirisch seien und auf allgemeinen Gesetzen und Verallgemeinerungen beruhten. Man ging davon aus, dass wissenschaftliches Wissen immer empirisch verifiziert oder zumindest prinzipiell verifizierbar sei. Das scheint jedoch nicht der Fall zu sein.

Und so beginnt die gesamte These des Szientismus zusammenzubrechen. Das ist Postmoderne in der Wissenschaftsphilosophie. Nun gibt es noch einen vierten Einwand, den Sie bei Stumpf nachlesen werden.

Wenn er Sie vorstellt – vielleicht haben Sie es ja schon gelesen, ich hoffe es zumindest –, dann ist es W. V. O. Quine, der Harvard-Philosoph, dessen berühmter Essay über die zwei Dogmen des Empirismus einen Wendepunkt im Niedergang des

logischen Positivismus darstellte. Die zwei Dogmen des Empirismus. Eines dieser Dogmen ist der Reduktionismus.

Reduktionismus. Der Versuch, alles Wissen auf empirische Verallgemeinerungen zu reduzieren. Das Verifizierbarkeitsprinzip ist in diesem Sinne reduktionistisch.

Es geht darum, alle Tatsachenaussagen auf empirisch überprüfbare Aussagen zu reduzieren. Reduktionismus. Und er lehnt das ab, weil er der Ansicht ist, dass Beobachtungen theoriebehaftet und nicht rein objektiv und theorieneutral sind.

Das zweite Dogma des Empirismus ist die sogenannte analytisch-synthetische Dichotomie. Das Verifizierbarkeitsprinzip beruht demnach auf der Annahme, dass manche Aussagen synthetisch, andere analytisch sind und sich diese beiden Kategorien niemals überschneiden.

Eine Dichotomie. Logisch betrachtet zwei verschiedene Arten von Aussagen. Und Quine argumentiert, dass diese Dichotomie nicht auflöst.

Es ist eine Frage des Grades, abhängig vom Kontext. Wenn man beispielsweise – und das ist nicht sein Beispiel – die Aussage „Gott ist gut“ betrachtet, mag diese Aussage oberflächlich betrachtet wie eine Tatsachenbehauptung erscheinen, die Positivisten gerne empirisch belegbar hätten. Da sie es aber nicht ist, würde Ayer sie ausschließen.

Es handelt sich nicht um eine reine Tatsachenbehauptung. Doch ist sie im Kontext des jüdisch-christlichen Diskurses als empirische, faktische Aussage gedacht? Ist sie nicht vielmehr eine analytische Aussage aus theologischer Sicht? Die Bedeutung des Begriffs „Gott“ liegt nicht nur in der jüdisch-christlichen, sondern auch in der platonischen Tradition darin, dass Gott das Gute ist. Zu sagen, Gott sei gut, ist in diesem Kontext also eine analytische Aussage.

Nun, was denn nun? Beides ist möglich, je nach Kontext. Für einen reinen Empiristen, der dem Wort „Gott“ jegliche Bedeutung abspricht, mag es wie eine neutrale, faktische Aussage wirken. Doch wenn das Wort „Gott“ in irgendeiner großen Religion überhaupt eine Bedeutung hat, dann im Sinne von Gott als dem Guten.

Quine erkennt also genau diese Phänomene in einer Vielzahl von Fällen und verwirft die Dichotomie. Vielmehr betrachtet er menschliches Wissen nicht als eine Sammlung isolierter Aussagen, die wir – à la Bertrand Russell – in einem deduktiven System miteinander verknüpfen. So einfach ist es nicht.

Wissen lässt sich nicht nach einem deduktiven System modellieren. Wissen ist vielmehr ein Geflecht von Überzeugungen. Der Unterschied besteht natürlich darin,

dass ein deduktives System mit nahezu militärischer Präzision von einer Aussage zur nächsten vorgeht, und so weiter.

Logische Deduktion. Ein Glaubensnetz hingegen wäre ein Netz sich gegenseitig stützender Aussagen, die auf vielfältige Weise miteinander verwoben sind und sich nicht streng deduktiv formulieren lassen. Es ist ein Netz aus miteinander verknüpften Hypothesen, das wir selbst konstruieren.

Das heißt, unser vorhandenes Wissen zeichnet sich durch Kohärenz aus. Kohärenz in dem Sinne, dass es einheitlich ist, zusammenhängt. Kohärenz in dem Sinne, dass es in sich schlüssig und in sich selbst begründet ist.

Es handelt sich jedoch um eine fehlbare Sichtweise, da wir aufgrund der paradigmatischen Natur des Denkens möglicherweise mit einem fehlerhaften Paradigma arbeiten. Das Gesamtbild der Zusammenhänge kann daher von unseren Annahmen abweichen. Neben dem Fehlbarkeitsprinzip und dem Kohärenzprinzip, die eine gewisse Rechtfertigung liefern, bietet er auch eine pragmatische Begründung für das Netz der Überzeugungen.

Diese Denkweise ist zielführend. Und ich glaube, dass seine pragmatische Begründung auf den Naturwissenschaften basiert. Das heißt, ein Muster wissenschaftlicher Hypothesen wird übernommen und als wahrscheinlich richtig angesehen, weil es fruchtbar ist und es ermöglicht, weitere Hypothesen aufzustellen, Forschungsprogramme zu entwickeln und Forschung zu betreiben.

Es ebnet den Weg für weitere Entwicklungen. Daher hat so etwas einen pragmatischen Wert. Nun, wenn man die analytisch-synthetische Dichotomie ablehnt, wird ziemlich deutlich, dass das gesamte positivistische System zu bröckeln beginnt.

Nun möchte ich noch auf die letzte Kritik eingehen, die von Wittgenstein selbst stammt. Wittgenstein, der in seinem früheren Werk, dem Tractatus, im Wesentlichen ein logischer Atomist vom Typ Russell war und offenbar ein Verifizierer von Prinzipien war, veröffentlichte 1945 sein zweites Hauptwerk, die Philosophischen Untersuchungen.

Wenn wir also vom späten Wittgenstein sprechen, meinen wir dieses Werk: die Philosophischen Untersuchungen. Darin kritisiert er den Positivismus seiner früheren Arbeiten auf verschiedene Weise.

Eine seiner Kritikpunkte ist, dass die von ihm so genannte Bildtheorie der Bedeutung, also die Verifizierbarkeitstheorie, jeglicher klaren Bedeutung entbehrt. Es klingt, als sei die Verifizierbarkeitstheorie bedeutungslos. Es handelt sich um dieselbe Kritik.

Er erkennt es an. Er fügt jedoch die Einwendung hinzu, dass das Beharren auf einer idealen logischen Sprache – Sie erinnern sich, wir unterscheiden zwischen idealer und alltäglicher Sprachphilosophie –, das Beharren auf einer idealen logischen Sprache der Art, wie Russell sie angestrebt hatte, mit atomaren Aussagen, die sich auf atomare Tatsachen beziehen, zu künstlich sei. Zu künstlich.

Es ist künstlich, weil Sprache einfach nicht in dieses enge, reduktionistische Schema passt. Sehen Sie, ich wiederhole damit Quines Kritik: Sprache passt nicht in dieses engere Schema.

Im Gegensatz dazu zeigt sich im alltäglichen Sprachgebrauch, also der Art und Weise, wie Sprache von Laien und sogar von Wissenschaftlern außerhalb wissenschaftlicher Fachsprache verwendet wird, eine viel größere Vielfalt. Diese Vielfalt geht weit über die einfache Unterscheidung zwischen kognitiver und nicht-kognitiver Sprache hinaus. Kognitive Sprache lässt sich beispielsweise in faktische und formale Sprache unterteilen.

Weitaus vielfältiger. Der alltägliche Sprachgebrauch hat sich schließlich über Jahrhunderte durch Versuch und Irrtum und durch Ausprobieren entwickelt ; er hat sich über die Jahrhunderte bewährt. Er spricht also einfach; anstatt dass es eine Vielzahl von Sprachspielen oder Arten des Sprachgebrauchs gäbe.

Wie ich Quines Argumentation mit dem Satz „Gott ist gut“ bereits veranschaulicht habe, der sowohl als synthetische als auch als analytische Aussage verstanden werden kann. Man erkennt also, dass die Aussage „Gott ist gut“ tatsächlich in einem bestimmten pastoralen Kontext verwendet wird, nämlich von einem Pastor, der eine trauernde Witwe tröstet.

Die in diesem Kontext verwendete Aussage erfüllt eine andere Funktion, als lediglich eine faktische, objektive und wissenschaftliche Feststellung zu treffen. Oder vielmehr eine Definition oder Tautologie darzustellen. Die Sprache soll vielmehr eine – ich wollte sagen – soziale, eine pastorale Funktion erfüllen.

Du wirst sehen. Eine Vielfalt an Sprachspielen. Weil es eine Vielfalt an Lebensformen gibt.

Das heißt, es geht um die Spiele , die wir in unserem Leben spielen. Was tun wir im Leben? Und die Art von Analyse, die wir brauchen, ist daher eine funktionale, keine logische Analyse. Eine Analyse nicht der Logik der Sprache, die uns unsere engen positivistischen Denkmuster aufzwingt, sondern eine Analyse der tatsächlichen Funktionen, die Sprache im alltäglichen Diskurs erfüllt.

Man könnte sagen, es ist, als ob Wittgenstein sich vom Mathematiker und Naturwissenschaftler zum Geisteswissenschaftler gewandelt hätte. Als ob er während seiner Abwesenheit Literatur gelesen hätte. Sie werden sehen.

Die Vielfalt der Sprachspiele. Und es ist diese Erweiterung des Horizonts hin zu anderen Arten des Sprachgebrauchs jenseits des rein Empirischen oder Analytischen, die in der englischen Philosophie schließlich den Ausschlag gegeben zu haben scheint. So dass Mitte der 50er Jahre, man kann wohl sagen, die Philosophie der Alltagssprache an britischen Universitäten vorherrschend war.

Der theologische Positivismus war 15 Jahre zuvor entstanden. Was war in der Zwischenzeit geschehen? Nun, diese philosophischen Reaktionen. Aber auch der Zweite Weltkrieg.

Und ich glaube, es ist nicht unbegründet, dass die westliche Zivilisation das Trauma des Zweiten Weltkriegs nicht hätte durchleben können, ohne zu erkennen, wie dürftig die positivistische Sprachanalyse in Bezug auf die Bedeutung tatsächlich ist. Sie werden sehen. Und folglich die steigenden Erwartungen.

Ein weiterer Einflussfaktor dieser Entwicklung wird beim Lesen von AJ Ayer deutlich. Ich habe hier einige Seiten aus seiner Autobiografie, in denen er diesen Einfluss beschreibt. Lassen Sie mich nun einige Absätze daraus vorlesen.

Ich las vor einigen Jahren übrigens mit großem Interesse seine Autobiografie, da sich herausstellte, dass er während des Zweiten Weltkriegs beim britischen Nachrichtendienst tätig gewesen war. Zunächst im deutsch besetzten Frankreich und später an der Entschlüsselung deutscher Codes in einer frühen computergestützten Analysebasis auf Bermuda beteiligt. Was mich daran besonders faszinierte, war, dass ich zur selben Zeit als Funktechniker bei der Luftwaffe auf Bermuda stationiert war.

Eines Tages wurden wir von Kinley Field nach Hamilton Harbour auf eine Insel im Hafen geschickt, um dort Geräte zu warten. Uns wurde gesagt, wir könnten unser Hauptquartier in einem vom Militär beschlagnahmten Hotel am Ufer einrichten und dort essen, was wir auch taten. Merkwürdigerweise befanden sich dort viele Zivilisten, von denen wir annahmen, dass sie einfach vom Militär für dieses geheime Projekt, bei dem wir Geräte warteten, abkommandiert worden waren.

Soweit ich weiß, war AJ Eyre einer von ihnen, denn er war genau zu dieser Zeit dort. Ich auch. Deshalb war ich so fasziniert von seiner Autobiografie, denn wir begegneten uns wie Schiffe in der Nacht oder wie Boote im Hafen von Hamilton. Er sagt Folgendes über die Entstehung des Buches.

Ich habe sofort mit dem Schreiben des Buches begonnen und es in 18 Monaten fertiggestellt, wobei ich fast ununterbrochen daran gearbeitet habe, abgesehen von

den Pausen zwischen meinen Lehrtätigkeiten. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen. Alle meine anderen Bücher habe ich handschriftlich verfasst, dieses hier aber habe ich mühsam mit zwei Fingern getippt.

Das macht mir Mut. Letztendlich geht es aber darum, ein brauchbares Drehbuch zu verfassen. Nur dass das erste Kapitel einem Artikel aus der Zeitschrift *Mind* entnommen wurde.

Ich fertigte keinen Entwurf an, sondern schrieb langsam, um Korrekturen zu vermeiden. Ich war zufrieden und schöpfte Mut aus diesen Leuten; ich war zufrieden, wenn mir ein Arbeitstag eine Seite mit 300 Wörtern einbrachte. Okay.

Und ich denke, wenn ich an einem Acht-Stunden-Tag zehn Seiten schaffe, bin ich gut dabei. Er nahm die eine Seite mit 300 Wörtern. Hätte ich das jeden Tag geschafft, hätte ich das Buch in etwas mehr als einem halben Jahr statt in anderthalb Jahren fertigstellen sollen.

Da der Text nur 60.000 Wörter umfasste, fragten sich einige von Ihnen beim Betreten des Raumes nach der Länge. So viele Worte für so wenig Geld. Wäre mir das jeden Tag gelungen, hätte ich es gerne geschafft. Doch ich wurde oft aufgehalten, nicht so sehr, weil ich nicht wusste, was ich sagen wollte – obwohl das auch vorkam –, sondern weil ich mich nicht entscheiden konnte, wie ich es am besten ausdrücken sollte.

Ich schrieb mit Leidenschaft, bemühte mich aber auch sehr, meine Gedanken klar auszudrücken. Nun, diese Mühe war nicht umsonst. Was sind die Nachteile? Das Buch war nicht unverständlich.

Man könnte ihr eher vorwerfen, die Tiefe der Klarheit geopfert zu haben. Abgesehen von einigen wenigen Details waren die darin geäußerten Gedanken nicht originell. Sie stellten vielmehr eine Mischung aus dem Positivismus des Wiener Kreises dar, den ich ebenfalls Wittgenstein zuschrieb.

Hinzu kommt der reduktionistische Empirismus, den ich von Hume und Russell übernommen hatte. Nun gut, keine Überraschung. Und jetzt kommt's: der analytische Ansatz von G. E. Moore und seinen Anhängern.

Was erinnern Sie sich noch an G. E. Moore? Nun, er war Realist, kein Phänomenologe. Das beeinflusst Ayer jedoch nicht. Er bleibt ein Phänomenologe.

Doch sein Interesse galt eher der Begriffsanalyse als der rein logischen Analyse. Ja, und man wird in Ayers Buch vergeblich nach jenem logischen Atomismus suchen, den wir bei Russell und Wittgenstein vorfanden. Das ist eine sinnlose Analyse-methode.

Hinzu kommt jedoch, dass Moore, obwohl ein Begriffsanalytiker, dennoch Empirist ist, der ständig zwischen analytischen und synthetischen Aussagen unterscheidet, als wären diese beiden Kategorien erschöpfend. Man erinnere sich an sein Argument in seiner Widerlegung des Idealismus mit dem Satz: „Sein heißt wahrgenommen werden.“ Moores Einfluss besteht also zumindest in der Humanisierung der Sprache und der Herangehensweise.

Und jene, angereichert mit einer Prise Pragmatismus à la C.I. Lewis. C.I. Lewis, ein amerikanischer Pragmatiker der 30er und 40er Jahre. Pragmatismus.

Ja, aus pragmatischen Gründen braucht man nur einen Phänomenologen, der zählt. Man wird ihn solche Dinge sagen hören. Nun, fährt er fort, ich begann mit einer summarischen Prüfung und Hinrichtung der Metaphysik, wobei ich das Verifikationsprinzip als Axiom verwendete.

Daraus wird geschlossen, dass die Philosophie, wenn sie überhaupt einen eigenständigen Beitrag zum Wissen leisten soll, nur in der Praxis der Analyse bestehen kann. Philosophie, ihre einzige Funktion ist die Analyse. Analyse der Bedeutung von Sprache, um Rätsel und Verwirrungen in der traditionellen Philosophie, insbesondere in der Metaphysik, aufzuklären.

Also, um es mit seinen eigenen Worten zu sagen, das war die Richtung, die er einschlug. Nun, noch Fragen oder Anmerkungen? Nächstes Mal werden wir uns mit KI beschäftigen. Nun, du hast durchgehalten, und meine Stimme hat durchgehalten.

Okay, ich denke, wir machen für heute Schluss.